

## Skytische Legende

Die ersten Pflanzen von *Dasypyrum* brachten wir von einer Reise auf die Krim 1993 mit. Wir waren im Osten der Halbinsel bei dem Ort Koktebjel, wo der Maler Woloschin gelebt hat. Sein Haus mit Atelier war zugleich Zuflucht für Künstler und Intellektuelle in den zwanziger und dreißiger Jahren. Damals war es eine menschenleere Bucht, links begrenzt von einem gelblich weißen Höhenzug aus Kalkstein, rechts von den schwärzlichen Bergen des Karadag. Die Küste hat einen wenige Meter breiten Kieselstrand, dessen Steine in allen Farben erscheinen. Dahinter ragt vielleicht zwanzig Meter ein Steilabhang empor. Hat man ihn erklommen, so blickt man auf die Bucht mit ihrem ständig wechselnden Farbenspiel auf dem Wasser und am Himmel. Der Blick zurück ins Land schweift über eine flache Hügellandschaft, die dann in das Gebirge übergeht. Der Karadag ist wegen seiner einzigartigen Flora heute ein streng abgeschlossenes Naturschutzgebiet.

Wir waren nur ein paar Schritte auf einem Fußpfad gegangen, da fanden wir uns in einem eigenartigen „Feld“. Es war Ende Mai und zu unseren Füßen wogte in lichtem Grün das *Dasypyrum*, vielleicht fünfzig bis sechzig Zentimeter hoch. Damals wußten wir noch nicht genau, was wir vor uns hatten. Bis zur Reife dauerte es noch Wochen. So gruben wir einige Pflanzen vorsichtig aus und nahmen sie im Rucksack die ganze Reise mit. Wir waren mit Öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs (ein Abenteuer für sich, da es nicht jeden Tag und überall einen Bus gab). Von der Krim über Odessa, Moskau, Berlin mit dem Zug an den Bodensee, wo es schließlich in unserem Garten eine erste westliche Heimat fand. Welche Kostbarkeit wir da mitbrachten, ahnten wir damals nicht.

In dieser Heimat des *Dasypyrum* waren etwa zwischen 1.900 und 1.500 Jahre vor Christus die Skythen eingewandert. Sie waren ein wildes kämpferisches Reitervolk, das die schon ansässigen Kimmerer vertrieb. Ihr Ursprung ist iranisch. Sie eroberten zeitweise einen großen Teil Vorderasiens. Der sagenhafte Reichtum der Skythen kann in verschiedenen Ausstellungen bewundert werden, z.B. in der Eremitage in St. Petersburg. Im Westen drangen sie bis ins Donaugebiet vor.

Sie siedelten vor allem zwischen Bug und Dnjepr im Gebiet der unvergleichlichen ukrainischen Schwarzerde. Wer die Menschen in dieser Gegend kennt, erlebt ein sanftes Volk, ungeheuer fleißig und tief mit der Schwarzen Mutter Erde verbunden. Siebzig Jahre Kommunismus mit der Ausrottung des Bauerntums konnte die Menschen nicht von ihrer Erde entfremden. Noch heute leben über sechzig Prozent der Ukrainer auf dem Land, und wer in der Stadt lebt, hat seine Datscha, sein Stück Land irgendwo, auf dem er sein Gemüse für den Winter zieht. Wer es nicht hat, empfindet es schmerzlich als Mangel, auch unter den jungen Menschen.

Was bewirkte nun aber, dass ein wildes, von allen gefürchtetes Reitervolk ansässig wurde und anfang Ackerbau zu treiben?

Von Herodot kennen wir eine Sage, die diesen Übergang in einem einfachen Bild schildert. Herodot beschreibt die Skythen als wohl eines der ältesten Völker, sie selbst zählen ihre Geschlechter seit dem König Targitaos, der etwa Tausend Jahre vor Herodot gelebt habe. Er war der Sage nach ein Sohn von Zeus und einer Tochter des Flussgottes Borsysthenes, das ist der Dnjepr.

Für die Griechen, also auch für Herodot, war es gar nicht so besonders wichtig, wer physisch gesehen Vater und Mutter waren, sie interessierte vielmehr, aus welchem geistigen Hintergrund ein Mensch kam und wo seine seelischen Wurzeln lagen. Wir finden also angedeutet, dass es sich bei dem Stammvater um einen Menschen handelt, der noch seinen geistigen Ursprung in sich fühlte und verbunden war mit Zeus, dem höchsten Göttlichen, das dem Menschen zugänglich war. Zugleich war er aber auch eine Seele, die die Verbindung mit der Erde suchte und zwar mit einem bestimmten Gebiet, nämlich der Gegend um den Dnjepr.

Die Legende erzählt nun, Targitaos habe drei Söhne gehabt, Lipoxais, Arpoxais und der jüngste Kolaxais. Auch da kann man wieder davon ausgehen, dass hier nicht nur drei leibliche Söhne gemeint sind, sondern dass sie Repräsentanten menschlicher Wesenszüge sind, wie sie im Laufe der Entwicklung ausgebildet werden.

Als sie bei Sonnenaufgang ans Ufer kamen, fielen goldene Geräte vom Himmel: ein Pflug, ein Joch, eine Axt und eine Schale. Der älteste Sohn ging hin und wollte sie ergreifen, aber das Gold ging in Flammen auf. Der zweite trat herzu, aber wieder wurde das Gold feurig. Als der jüngste hinzukam, konnte er die Geräte ergreifen und mit sich nehmen. Da erkannten die beiden Brüder, dass die Herrschaft an ihn übergehen müßte und verzichteten selbst darauf. Die goldenen Gefäße wurden von den Skythen heilig gehalten und verehrt. Ihnen wurden jährliche Opfer gebracht.

Das Reich der Skythen wurde in drei Teile geteilt, wobei dasjenige das größte und mächtigste war, in dem die goldenen Gefäße aufbewahrt wurden. Die Skythen auf der Halbinsel Krim und am Schwarzen Meer nannte man die königlichen Skythen. Sie herrschten über die anderen Stämme, hatten eine hohe Kultur und einen sagenhaften Reichtum. Da die Skythen aber weder Schrift noch Geld hatten, ist ihr Ursprung und ihre Geschichte auch heute noch ein weites Feld geschichtlicher Forschung und Spekulation.

Blickt man auf die Menschheitsentwicklung, so findet man in Urzeiten, dass die Menschen äußerlich gesehen Sammler und später auch Jäger waren. Sie waren selbst einverwoben in das umfassende Walten der Natur. Was die Natur bereitstellte, entnahm der Mensch zu seiner Notdurft. Er veränderte die Natur nicht; gab sie nicht mehr genug, zog er weiter in andere Landstriche. Sein Bewußtsein war erfüllt vom Leben mit den geistig-göttlichen Wesen und Kräften, die in der Natur wirkten, diese hervorbrachten und erhielten. Seine Moral war die innige Verbundenheit mit den geistigen Gesetzen der Natur.

Doch die Welt verwandelte sich. Immer mehr emanzipierte sich die Menschheit aus der Gebundenheit an die große Mutter allen Seins. Hatte der „erste Sohn“ noch die unmittelbare Begegnung mit den Wesen in der Natur selbst, so mußte sie der „zweite“ schon suchen und erjagen. Die Naturkräfte gaben nicht mehr von selbst, was er brauchte. Das Geistige in der Natur verschwand allmählich vor dem Blick des Menschen und er bereitete sich darauf vor, ein von der Natur emanzipiertes Wesen zu werden.

Bis heute ist der Ursprung von Ackerbau, Nahrungspflanzen und

Haustieren ein Rätsel. Wohl weiß man, wann sie auftreten, aber darüber, wie eine „primitive“ Menschheit aus wilden Tieren Rind, Schwein, Hund und Schaf bändigte oder aus Gräsern Getreide züchtete, ist immer noch unbekannt. Rudolf Steiner hat aus seiner geistigen Forschung geschildert, dass in den Mysterienstätten des heutigen Iran ein Eingeweihter gewirkt habe, der in die Wirkenskräfte des Kosmos einen solch tiefen Einblick hatte und der so hohe Fähigkeiten besaß, dass die Geistwesen der Sonne ihm diese für die Zukunft der Menschheit notwendigen Kulturfähigkeiten offenbaren konnten. Er ist bekannt und wird verehrt als der alte Zarathustra.

Auf diesen Zusammenhang mit dem kosmischen Ursprung von Ackerbau und Viehzucht weist die Legende dieses ursprünglich iranischen Volkes hin, wenn die goldenen Geräte vom Himmel fallen. Aber ein altes, in die Natur verwobenes Bewußtsein kann damit nichts anfangen, es kann diese Weisheit nicht ergreifen und nutzbar machen. Erst der „jüngste Sohn“ ist dazu fähig. Diesem neuen Bewußtseinszustand ordnen sich die alten Wesenskräfte unter.

Nun kann man ja die Frage stellen, was macht das wilde ursprüngliche Gras, zum Beispiel das wilde Einkorn zum Kulturgetreide? Die auch heute noch vorhandenen Wildformen unterscheiden sich zunächst äußerlich in ihrem Wuchs nicht so sehr von der Kulturform. Doch wenn die Pflanze reift, dann fallen, wie bei jedem Gras, die einzelnen Samenkörner herunter. Bei der Kulturform bleibt die Ähre stabil, die reifen Körner bleiben am Halm und lassen sich ernten - und dann wieder aussäen.

Wir kennen heute aus der biologisch-dynamischen Forschung den Zusammenhang zwischen den Lichtkräften und der inneren Qualität der Pflanzen, z.B. der Festigkeit eines Getreidehalmes oder der Nahrungsqualität. Nun ist es auffallend, dass in sehr vielen Kulturen der Pflug dargestellt wird als eine Gabe der Gottheit an den Menschen. Was macht der Pflug eigentlich? Indem er die Erde aufreißt und aufwirft, vergrößert er die Oberfläche der Erde, die damit dem Licht ausgesetzt ist. Zugleich macht er eine Furche und läßt damit das Licht tiefer in die Erde hineinwirken. Die Entwicklung der Kulturgetreide und die Benutzung des Pfluges entstehen zu gleicher Zeit. Hier darf

man einen tiefen Zusammenhang vermuten zwischen dem tieferen Einwirken der Lichtkräfte in den Boden und der Festigkeit der Ähre oder der Ausbildung der Nahrungsqualität im Korn.

Betrachten wir die Haustiere im Verhältnis zu den ihnen verwandten Wildtieren, so fällt auf, dass das Haustier in seiner Gestalt viel mehr dem kindlichen Wildtier ähnelt als dem ausgewachsenen, was man vor allem in der Kopfbildung gut studieren kann. Das Wildtier ist nur bedingt lernfähig bis zur Geschlechtsreife, dann ist sein Verhalten völlig von der Art determiniert. Das Haustier behält eine gewisse Lernfähigkeit auch über die Geschlechtsreife hinaus. Es ist gewissermaßen ein verjüngtes Wildtier. Das macht es auch möglich, dass das Haustier den Menschen nun in seiner weiteren Entwicklung begleiten kann. Es kann unter der Hand des Menschen etwas, was sonst nur eine Fähigkeit des Menschen ist, nämlich arbeiten. Damit wird das Haustier vom reinen Naturwesen in die Kulturentwicklung mit einbezogen. Das Bild dafür finden wir im goldenen Joch.

Durch die Hilfe des Tieres kann nun der Mensch viel mehr Arbeit verrichten. Er kann mehr anbauen, als er für sich und seine Familie braucht. Außerdem gibt das Tier durch seinen Mist an die Erde Fruchtbarkeit zurück, die durch den intensiveren Anbau dem natürlichen Boden entzogen wird.

Der Überschuß, der dadurch entsteht, gibt die Möglichkeit, dass nicht mehr alle Menschen selbst für ihre Nahrung sorgen müssen. Es ist dadurch möglich, dass ein Teil der Menschen sich anderen Aufgaben zuwenden kann, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, Kultus als eigenständige Kulturbereiche können sich entfalten in dem Maße, wie der Ackerbauer Überschuß erzeugt. Das gilt auch heute noch, wenn wir das auch angesichts der Tatsache, dass nur noch 3% der Menschen in Deutschland Landwirtschaft betreiben, leicht vergessen können.

Der Mensch, der anbaut, will ernten, und wer erntet, will wieder anbauen. Damit wird das Nomadenvolk sesshaft. Das Zelt aus Tierhäuten wird allmählich ersetzt durch die Lehmhütte oder das Holzhaus. Das Getreide ißt man nicht roh, es wird gemahlen und gekocht oder verbacken. Das Herdfeuer als Zentrum des Hauses entsteht. Dazu braucht man Holz. Die Axt schlägt die Bäume für das Feuer und zum

Bauen. Und was man selbst angebaut hat, will man auch selbst ernten. Die Axt verteidigt, was man besitzt.

Es kann nun eine soziale Gliederung entstehen. Ein Bauern- und Handwerkerstand und ein Ritterstand, der das Gemeinwesen verteidigt.

Bleibt noch die goldene Schale. Im Schwarzmeergebiet der königlichen Skythen wird bis heute ein berühmter Wein angebaut. Der Wein ist nicht das Getränk der Bauern, er ist zunächst ein kultisches Getränk, das geopfert wurde und den Priestern und Königen vorbehalten war. Noch zur Zeit des Mittelalters war es eine besondere Auszeichnung am Königshof, wenn ein Gast einen Pokal Wein eingeschenkt bekam.

Ein Verständnis der tieferen Bedeutung des Weines für die Menschheitsentwicklung verdanken wir ebenfalls der geistigen Forschung Rudolf Steiners. Dass der Mensch sich zu einem freien selbstbewussten Wesen entwickeln konnte, dazu mußte er für eine Zeit den Zusammenhang mit den geistigen Wesen im Kosmos und in der Natur verlieren. Er musste das Denken als eigene innere Tätigkeit, unabhängig von jeder geistigen Beeinflussung erwerben. Nur so konnte er wirklich ein freier Mensch werden. Die Priester und Könige waren nicht nur äußere politische Führer, sondern gingen in ihrer Entwicklung der übrigen Menschheit voran. Der Wein, wie aller Alkohol, hatte in der Vergangenheit die Aufgabe, den Menschen vom Geistigen abzuschirmen und ihm dadurch den Weg in die Freiheit zu bahnen. In den ältesten Zeiten war das erst den Führern möglich, später ging die ganze Menschheit diesen Weg. Deswegen ist die goldene Schale das Bild für die königlich-priesterlichen Führer des Volkes.

Dies mögen einige wenige Hinweise sein, was eine solche unscheinbare Legende an tiefen Weisheiten enthält.

Für uns heute stellt sich die Frage, nach der Weiterentwicklung der Nahrungspflanzen. Was unter Zarathustra veranlagt wurde, gab dem Menschen die Möglichkeit bis zur freien Individualität voranzuschreiten. Doch die Freiheit schließt auch die Möglichkeit des egoistischen Missbrauches ein, dessen Folgen wir zunehmend in den Naturkatastrophen erleben können. Wir brauchen neue Fähigkeiten, die uns

allmählich wieder verbinden mit dem Geistigen in der Natur.

Natürlich kann man sich neue Fähigkeiten nicht durch anderes Essen erwerben. Trotzdem darf man berechtigt fragen, welche Nahrungspflanzen werden wir in der Zukunft brauchen, um die Kräfte zu haben, die uns neue Entwicklungsschritte gehen lassen? Ist das *Dasyphyrum* aus dem Land der königlichen Skythen vielleicht ein solches neues, „goldenes Himmels Geschenk“, das wir nun ergreifen und bearbeiten sollen? Die Qualitäten, die wir bis jetzt an ihm wahrnehmen konnten, scheinen zumindest diese Möglichkeit offen zu lassen.

*Elisabeth Beringer*



Blick vom Karadag in die Bucht von Koctepe.  
*Dasyphyrum villosum* rechts vorne. - Foto im Juni 2005

Elisabeth Beringer: Skytische Legende  
Entnommen aus: Mitteilungen Keyserlingk-Institut, Heft Nr. 18, 2003  
[www.saatgut-forschung.de](http://www.saatgut-forschung.de)